

Eröffnung der Ausstellung „Ein Tropfen ist gleichzeitig Wasser“ von Wolf Helzle,
Galerie 22, Stuttgart; 22. November 2004

Als Künstler bearbeitet Wolf Helzle ein Thema, das ihm als Mensch in Fleisch und Blut übergegangen ist, seit er seinen ersten Atemzug getan hat. Denn er ist als die Hälfte eines Zwillingspaars geboren, und seine Bilder befassen sich mit der Beziehung des Einzelnen zum Ganzen.

Das Ganze aller Menschen, die Gemeinschaft mit Gleichartigen, brauchen wir fast so nötig wie das tägliche Brot. Wer sie verliert, dem droht der Wahnsinn, wie Robinsons irrlichternde Kommunikation mit seinem Verzweiflungsgefährten Freitag zeigt; wer die Gemeinschaft mit anderen freiwillig aufgibt, zum Beispiel getrieben von religiöser Inbrunst, der bekommt es schnell mit ziemlich bösen Geistern zu tun, und wenn er Gott persönlich ist: Jesus fastete einsam in der Wüste, und prompt geriet er an den Leibhaftigen.

Was hat es also auf sich mit der Individualität, zumal in unseren Tagen und Kreisen, in denen das Persönliche unentwegt gepriesen wird, bis hin zur allgegenwärtigen Lächerlichkeit von Werbebotschaften, die industrielle Massenprodukte als „exklusiv“ zu Markte tragen? Und was bedeutet die Spannung zwischen dem Individuellen, das mich trennt, und dem Gemeinsamen, das mich verbindet, beim Vorgang des Fotografiert-Werdens? Einem Vorgang, der nur scheinbar eine kleine, banale Angelegenheit ist, so wie Wolf Helzle ihn ausübt: Lampe von vorne, einen Moment hinsetzen, gerader Blick ins Objektiv, Blitz, fertig ist das Passbild. – Knapp 16.000 Porträts dieser Art befinden sich mittlerweile in Helzles elektronischem Archiv, aufgenommen zwischen Stuttgart und Tokio, bei Stadtfesten, Kunstausstellungen, Firmenevents – und immer wieder kann man dabei die gleiche Beobachtung machen, egal ob ein Topmanager dort sitzt oder ein Stadstreicher: dieser Moment vor der Kamera berührt sehr tief gehende Fragen, zum Beispiel: Welches Bild gebe ich ab? Oder, noch weiter gehend: Wer bin ich? Viele Menschen reagieren auf diese Situation mit sichtlicher Anspannung. Wolf Helzles Antwort darauf ist ein liebevoller Umgang. Er bemüht sich um persönliche Wärme, spricht betont ruhig und freundlich, und wenn das Bild gemacht ist, steht er auf und heftet dem Porträtierten einen kleinen Klebepunkt ans Revers. Rein praktisch, um zu erkennen, wen er bereits abgelichtet hat; tatsächlich aber, um sein Gegenüber auch physisch zu berühren, um wortwörtliches Begreifen herbeizuführen.

Man kann all das leicht für naiv halten, zumal die Bilder, die so entstehen, sich nicht hinter anspruchsvoller Kompliziertheit verstecken. What you see is what you get – menschliche Gesichter. Diese Kunst thront nicht in erhabener Rätselhaftigkeit hoch über den Köpfen von Durchschnittsmenschen, im Gegenteil: sie besteht aus genau diesen Köpfen, lauter ungeschminkten, manchmal fast schmerzlich realitätsnahen Alltagsgesichtern. Wolf Helzle versteht dieses Sammeln von Gesichtern als Verbeugung vor der unendlichen Vielfalt von Menschen, und wieder liegt die Versuchung nahe, dieses beinahe kindliche Stau-

nen für naiv oder oberflächlich zu halten. Aber ganz abgesehen davon, dass die elektronisch ineinander verschmelzenden Gesichter auch sehr bedrohliche Seiten haben – manche Betrachter sehen frankensteinsche Wesen oder düstere Visionen genmanipulierter Monster – bei genauerem Überlegen zeigt sich, wie enorm das scheinbar schlichte Thema ist.

Um die wahrhaft kosmischen Dimensionen auch nur anzudeuten, möchte ich Sie zu einem kleinen Streifzug durch die Wissenschaft vom Lebendigen einladen. Die Biologie betrachtet nämlich genau die gleichen Phänomene, mit denen sich Wolf Helzle hier befasst. Und keine Sorge, jetzt bricht keine Lehrstubenlangeweile aus, denn Wissenschaft kann den Bogen spannen vom unterhaltsamen Gag bis zum metaphysischen Staunen. Den Gag beispielsweise fand ich bei Alan Flechter, der in bester britischer Tradition staubtrockne Scherze über – in unserem Fall – feuchte Sachverhalte treibt. Stellt der deutsche Künstler Helzle noch tiefsinnige Analogien her zwischen Wasser, Tropfen und Individualität, so fragt der Brite böse: „Wussten Sie eigentlich, dass die Person, die Sie lieben, zu 72,8% aus Wasser besteht?“ Die ernsteren Fragen lauten anders, etwa: Warum gibt es überhaupt Individualität? Ist Abweichung gut oder schlecht? Wie entsteht sie?

Aber der Reihe nach – Warum Individualität? Man muss sich ja nicht unbedingt von seinen Eltern und Geschwistern unterscheiden, bloß weil man ein Lebewesen ist. Pflanzen kommen ohne die Exzentrik einer Persönlichkeit aus, und auch Tiere weit gehend. Fruchtfliegen oder Bakterien etwa sind überaus fruchtbar und mehren sich, aber mit ihrer Individualität ist es nicht besonders weit her.

Die Frage nach dem Warum ist eng verknüpft mit der nach dem Wie – und ihre Beantwortung führt auf ein Gebiet, das alle Klischees von öder Wissenschaft widerlegt, denn nun bekommen wir es mit dem allergrößten Aufreger zu tun: Sex! Welche Kraft im Sexuellen liegt, ist offensichtlich: Ganze Kriege wurden schon wegen ihm geführt, wahrscheinlich schon lange vor Troja, das ja bekanntlich wegen der Entführung einer schönen Frau eingeäschert wurde. Tabus aller Art markieren in fast allen Kulturen den Kraftbezirk des Sexuellen, und auch das Tierreich treibt einen verblüffenden – und uns Schönheitssuchende oft entzückenden – Aufwand in Sachen Sex. „Ich gebe gern zu, dass eine große Anzahl männlicher Tiere, wie alle unsere prächtigst geschmückten Vögel, manche Fische, Reptilien und Säugetiere und eine Schar prachtvoll gefärbter Schmetterlinge der Schönheit wegen schön geworden sind; dies ist aber nicht zum Vergnügen des Menschen bewirkt worden, sondern durch geschlechtliche Zuchtwahl, d.h., es sind beständig die schöneren Männchen von den Weibchen vorgezogen worden“, schreibt Charles Darwin. Um so mehr stellt sich die Frage, was der Aufputz soll – denn Fortpflanzung ohne Sex hat einige Milliarden Jahre bestens funktioniert. Die Vermehrungs-Champions aller Klassen, die Bakterien, stellen nichts als

Klone von sich selber her, und zwar in atemberaubendem Tempo. Würde sich ein einziges Coli-Bakterium ohne Einschränkung 44 Stunden lang vermehren, dann hätten seine Nachkommen die Masse der Erde erreicht.

Ist Sex demnach Luxus? „Asexuelle Geschöpfe sparen sich die Paarung, die oft mühselige Partnersuche, die aufreibende Balz. Die Zeit, die sexuelle Lebewesen mit solchen Dingen vergeuden, nutzen Klone zu ihrem Vorteil: zum Beispiel, indem sie mehr fressen oder besser aufpassen, nicht gefressen zu werden. Auf geschlechtliche Statussymbole können sie getrost verzichten. Sie brauchen keine langen bunten Federn, die sie beim Fliegen behindern, kein Geweih, mit dem sie im Unterholz hängen bleiben, und auch kein dickes Cabrio, mit dem sie vergeblich Parkplätze suchen“, schreibt Michael Miersch. Wenn aber nach langen Mühen Parkplätze gefunden, Rivalen aus dem Revier vertrieben und Weibchen erfolgreich bezirzt worden sind, dann spielt der Sex seinen evolutionären Trumpf aus: er macht gesund, auf der fundamentalsten Ebene. Denn dank Sex vermischen sich die Erbanlagen von Mutter und Vater, was nicht nur verschieden lange Nasen, sondern vor allem eine unschlagbare Vielfalt des Immunsystems bedeutet – genetisch gleiche Lebewesen, und seien es erdschwere Massen, können von einer einzigen Epidemie hinweggerafft werden.

Nicht so der Mensch. Homo Sapiens hat seine Erbanlagen auf 23 mütterliche und ebenso viele väterliche Chromosomen verteilt. Bei der Fortpflanzung entscheidet der Zufall, welche Kombination dieser 23 Chromosomen sich in den Geschlechtszellen der nächsten Generation wieder findet. Daher beträgt die Zahl der möglichen Varianten (Nasenlängen, Fingerabdrücken, Krankheitsresistenzen etc) zwei hoch dreiundzwanzig mal zwei hoch dreiundzwanzig. Diese gigantische Ziffer gibt gleichzeitig die Unwahrscheinlichkeit an, mit der ein menschliches Elternpaar zwei genetisch identische Kinder bekommt – mit einer Ausnahme: eineiigen Zwillingen. – Fragen Sie einmal Wolf Helzle, ob er seine Arbeit tun würde, wenn die Welt von sechseinhalb Milliarden Exemplaren seines Zwilling-Geschwisters bevölkert wäre...

Abgesehen von einer gewissen Langeweile spricht auch die Überlebenschance der Spezies gegen das Klonen. Mutter Natur sorgt perfekt dafür, dass bei unserer Fortpflanzung eine maximale Mischung des Erbguts entsteht, wie folgender Versuch bewiesen hat: Frauen verschiedenster Herkunft sollten aus einer Anzahl getragener Männerhemden solche aussuchen, deren Geruch ihnen sympathisch war. Das Ergebnis ist eindeutig: Frauen können jene Männer am besten riechen, deren Erbgut am stärksten von ihrem eigenen abweicht. So entsteht eine genetisch bunt gescheckte Brut mit fittem Abwehrsystem; und ganz nebenbei sind alle Rasse-Reinheits-Prediger der Anfälligkeit zum Schwachsinn überführt. Die Stärke durch Verschiedenheit braucht noch einen Verbündeten, damit eine Spezies im Überlebenskampf bestehen kann: den Fehler. Allerdings keinen, mit dem man schlechte Noten bei Pisa oder im Diktat beschönigen kann, sondern eine unvorstellbar winzige, aber absolut unverzichtbare Abweichung

vom Perfekten. Um sie zu verstehen, betrachten wir die Vorgänge beim Sex nicht nur durchs Schlüsselloch, sondern durch ein gedankliches Mikroskop. Das zeigt den ungemein elegant designten Hauptdarsteller der Fortpflanzung, die DNA. (Noch eine Schleife zwischen Wissenschaft und Kunst: Als die späteren Entdecker jener Substanz, James Watson und Francis Crick, noch im Trüben fischten, hatten sie schon eine geniale Inspiration: Was sie suchten, so ahnten die Forscher, könne viele Gestalten haben, doch eines sei unumstößlich: es müsse schön sein). Die DNA-Doppelhelix, eine Art verzwirbelter Wendeltreppe, vollbringt und ist ein Wunder: es organisiert menschliches Wachstum. Nach der Verschmelzung von Samenzelle und Eizelle steuert die DNA alles Nötige, damit aus einem mikroskopisch kleinen Klümpchen Materie ein kompletter Mensch wird, der eines Tages vor Ihnen steht und so verschiedene Dinge tun kann wie Heiratsanträge machen, Strafzettel zustellen oder auch Ausstellungen eröffnen. Dass es soweit kommt, ist einer einmaligen Eigenschaft der DNA zu verdanken: sie ist nämlich das einzige uns bekannte Molekül im Universum, das sich identisch reproduzieren kann. Damit ist die DNA quasi unsterblich. Ich, Du, Wir, ihr, Sie – jeder Mensch trägt dieses seit Milliarden Jahren existente Molekül mit sich herum. In jedem Zellkern ist sie vorhanden, ein kompletter Satz unserer persönlichen Erbinformation. Die DNA besteht aus einer langen Reihe chemischer Bausteine, den Basen, die paarweise zueinander passen; pro Zellkern kommt Homo Sapiens auf 3,2 Milliarden Basenpaare, das macht ganz real einen Strang von zwei Meter Länge. Klingt überschaubar? Nur, bis man sich klar macht, dass diese zwei Meter in den Kern einer Zelle passen, von der 5000 Stück in ein Sandkorn passen. Vollends schwindelig kann einem werden bei den Dimensionen der kompletten DNA eines erwachsenen Menschen. Die Basenpaare der DNA aller Zellen meines Körpers erstrecken sich in eine Länge von – wer mag einen Tipp abgeben? – 160 Milliarden Kilometern, was 500 Mal von der Erde zur Sonne und zurück bedeutet.

An diesem sehr langen und sehr dünnen Faden hängt meine biologische Individualität; und damit die meiner potentiellen Kinder ein wenig anders aussieht, kommt der oben erwähnte Fehler zur Hilfe. Außer der Vermischung mit dem Erbgut meiner Frau schmuggelt der Fehler eine klitzekleine Ungenauigkeit beim Vervielfältigen der Erbinformation ins Spiel – jene Variante, ohne die es keinen Weg aus der Ursuppe gegeben hätte: kein Fortschritt ohne Fehler, allerdings wohl dosiert. Betrachtet man jede Base der DNA als einen Buchstaben, so wäre mein Erbgut eine Bibliothek von 2000 Büchern, jedes ca. 600 Seiten dick. Diese Informationsmenge wird bei jeder Zellteilung verdoppelt, was inklusive Korrekturlesen 8, in Worten: acht Stunden dauert, und wie viele Fehler enthält – Tipps wie immer jetzt abgeben! – und hier die richtige Zahl: 2, in Worten: zwei. Tusch und Vorhang auf für einen neuen Blick auf ein ganz normales menschliches Gesicht: Was sehen Sie jetzt darin?

Inspiration und naturwissenschaftliche Beratung:
Karin Andre, Stuttgart

Quellen:

Detlev Ganten, Thomas Deichmann, Thilo Spahl:
„Natur, Leben, Wissenschaft“, Eichborn 2003

Michael Miersch: „Das bizarre Sexualleben der
Tiere“, Frankfurt 1999

Alan Flechter: „The Art of Looking Sideways“,
Phaidon, London, 2001

Andreas Langen